

Kultur & Gesellschaft

Über 5000 Covid-Tote – und jetzt?

Corona-Hotspot Schweiz Das Virus fordert hierzulande viele Leben. Dass die Öffentlichkeit erstaunlich gelassen darauf reagiert, empfinden die einen als abgebrüht. Die andern sprechen von gesundem Pragmatismus.



Ein Sarg mit einem Covid-19-Opfer, behelfsmässig aufgebahrt in einem Zelt auf einem Friedhof in Carouge GE. Foto: Martial Trezzini (Keystone)

Sandro Benini

2019 starben in der Schweiz 187 Menschen im Strassenverkehr. Covid-19 braucht für dieselbe Opferzahl im Moment etwas mehr als zwei Tage. Rund 5600 Personen sind hierzulande seit Beginn der Pandemie am Coronavirus gestorben, allein im November waren es fast 2800. Die zweite Welle fordert viel mehr Opfer als die erste im Frühling. Die sogenannte Übersterblichkeit – die Differenz der Sterberate im Vergleich zum langjährigen Durchschnitt – lag bei den über 65-Jährigen im November höher als 50 Prozent.

Die Nation, die ihre Altersvorsorge so umsichtig auf Säulen abstützt wie ein antiker Architekt anno dazumal das Gebälk eines ionischen Tempels; das Land der unzählbaren Luftschutzbunker, dessen Bevölkerung sich gegen die Risiken des Lebens eifriger versichert als irgendwo sonst – dieses Land ist zur Verwunderung der internationalen Öffentlichkeit zum Corona-Hochrisikogebiet geworden.

«Immense Sterblichkeit»

Noch erstaunlicher erscheint manchen die Gelassenheit, mit der Öffentlichkeit, Parteien und Medien die momentan rund 80 Covid-Toten pro Tag hinnehmen. Gut, einmal entzündeten Aktivisten in einer Novembernacht für jede Verstorbene und jeden Verstorbenen auf dem Bundesplatz eine Kerze. Die «SonntagsZeitung» hat dies in ihrer jüngsten Ausgabe im übertragenen Sinn getan und Verstorbenen sowie deren Angehörigen gedacht. Aber viel mehr war bisher nicht.

«Dass die hohe Todesrate so bereitwillig akzeptiert wird, nehmen wir mit Erstaunen zur Kenntnis», sagt Peter Burri, Pädagoge und Leiter der Kommunikation bei Pro Senectute. «Obwohl die Dimension der Covid-Sterblichkeit immens ist, gibt es keinen öffentlichen Aufschrei, keine Skandalisierung. Das zeugt von einer gewissen Abgebrühtheit.»

Bei aller Verwunderung nennt Burri auch Gründe für das Phänomen. Was das Verdrängen erleichtere, sei, dass die Überforderung von Ärzten und Pflegenden nicht sichtbar werde. Und dass es keine ikonischen Bilder vom Sterben gebe – Bilder wie im Frühling in Bergamo, als Italiens Behörden die Armee aufboten mussten, um Särge abzutransportieren. Ohnehin befinden sich die Altersheime laut Burri in einem gesellschaftlichen Randbereich, der im Normalfall wenig Beachtung bekommt.

Das Medianalter der an Covid Verstorbenen beträgt in der Schweiz 86 Jahre. Wären die Todesopfer durchschnittlich 20 Jahre jünger, gäbe es anstelle der grossen Gelassenheit wohl sozialen Aufruhr. «Menschen im hohen Alter sind keine gesellschaftlich und ökonomisch wichtige Gruppe», sagt Tanja Krones, Leitende Ärztin für Klinische Ethik am Universitätsspital Zürich und am Institut für biomedizinische Ethik und Medizingeschichte der Universität Zürich. Krones sagt aber auch: «Moralisieren ist das Schlimmste. Niemand will, dass Menschen sterben. Wir ringen alle um tragfähige Lösungen in diesen Dilemmasituationen, in denen es keine Lösung gibt, die nicht irgendjemandem wehtut.»

Die Ärztin stört sich dennoch daran, dass die hohe Übersterblichkeit bei Alten vorwiegend als biologische Schicksalhaftigkeit wahrgenommen wird. «Es gibt dafür auch systemimmanente Gründe.» Die Pflegeheime seien

Wären die Opfer durchschnittlich 20 Jahre jünger, gäbe es wohl sozialen Aufruhr.

notorisch unterversorgt, Kanton und Bund würden die Verantwortung für Kosten und Funktionstüchtigkeit von Heimen und Spitälern hin und her schieben. Selbstverantwortung und Solidarität seien oft nicht viel mehr als schöne Worte.

Die Literaturwissenschaftlerin Anna Elsner ist Professorin für Romanistik an der Hochschule St. Gallen. Sie schreibt an einem Buch über Tod, Sterben und Trauer in Literatur und Film. Als «beunruhigend, aber nicht erstaunlich» bezeichnet sie die öffentliche Gelassenheit gegenüber dem Sterben an Covid-19. Sie sei Ausdruck einer langen kulturellen Entwicklung der westlichen Gesellschaft, die darin bestehe, Sterben, Tod und Trauer aus dem Alltag zu verdrängen. «Wir nehmen unsere Nächsten durch ein gedankliches Raster von Risikogruppen und Zahlen wahr», sagt Elsner.

Die Gesellschaft könne gar nicht anders, als kaltblütig über die Tode hinwegzugehen, weil die menschlichen Leben, die sich

hinter den Zahlen versteckten, schon lange nicht mehr sichtbar seien. «Das Schattenland von Alten und Gebrechlichen ist weit entfernt von der Insel der Jungen, Gesunden und Unsterblichen», sagt Elsner. Genau diesen gesellschaftlichen Schwachpunkt würden die Corona-Toten aufzeigen.

Politikerinnen und Politiker scheinen davor zurückzuschrecken, der Bevölkerung Gleichgültigkeit vorzuwerfen. «Ich sehe das nicht so», sagt die grüne Zuger Nationalrätin Manuela Weichelt während eines Telefongesprächs. «Im Bus und im Zug tragen 99 Prozent eine Maske. Dass die grosse Mehrheit der Bevölkerung die Massnahmen befolgt, zeugt von Empathie.»

Die Co-Präsidentin der SP, Mattea Meyer, hält nicht die Reaktion der Bevölkerung für erschreckend, sondern jene bürgerlicher Politiker. Weichelt und Meyer, beide Mitglieder der Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit des Nationalrates, werfen den Konservativen vor, die Interessen der Wirtschaft und die Kostenfrage überzugewichten, zulasten der Gesundheit, der Alten und des Pflegepersonals. «Das Wichtigste für die Bürgerlichen ist, wie viel Umsatz die Bergbahnen erzielen», sagt Meyer. «Zu verhindern, dass in einem Land mit einem hervorragenden öffentlichen Gesundheitssystem so viele an Covid-19 sterben, zählt offensichtlich weniger.» Das sei eine verzerrte Wahrnehmung der Wirklichkeit.

Andrea Caroni stellt nicht öffentliche Gleichgültigkeit gegenüber den Alten fest, sondern das genaue Gegenteil. «Die Jüngeren nehmen geradezu historische gesellschaftliche, berufliche und

finanzielle Einschränkungen auf sich, um Personen über 80 zu schützen», sagt der FDP-Vizepräsident und Appenzeller Ständerat. Ohnehin sei der wichtigste Wert nicht die Zahl der Verstorbenen, sondern jene der verlorenen Lebensjahre – wobei auch davon jedes ein Verlust sei.

«Wie bei der Hitparade»

«Bei allem Respekt vor jedem Todesfall: Ich wäre froh, ich würde das durchschnittliche Alter der Corona-Toten erreichen», sagt Caroni. Laut ihm leidet das internationale Image der Schweiz wegen der hohen Infektions- und Todesfälle höchstens kurzfristig. «Man hat seit Beginn der Pandemie gesehen, wie schnell sich solche Ranglisten ändern. Das ist wie bei der Single-Hitparade.»

Toni Bortoluzzi, der langjährige gesundheitspolitische Experte der SVP, sieht die Corona-Politik der Schweiz im Gleichgewicht zwischen Eigenverantwortung, den Interessen der Wirtschaft und dem Bewusstsein, dass das Leben irgendwann zu Ende geht.

Und was denken die Personen, die älter als 80 sind? Jene also, deren Altersgruppe fast drei Viertel der Todesfälle ausmacht? (Zählt man die über Siebzigjährigen dazu, steigt der Wert auf über 90 Prozent). «Sterben gehört zum Alter», sagt Peter Burri von Pro Senectute. Wer hochbetagt im Altersheim lebe, dem sei bewusst, dass die letzte Etappe angebrochen sei. «Wichtig ist es für diese Menschen vor allem, würdevoll gehen zu können.» Angst hätten sie weniger vor dem Tod als davor, einsam zu sterben, ohne sich von den Angehörigen verabschieden zu können.

Schliesst die Kirchen – auch an Weihnachten!

Kommentar Es kam, wie es angesichts der galoppierenden Fallzahlen kommen musste: Der Bundesrat will alle Veranstaltungen verbieten, in denen gesungen, geodelt, getanzt oder sonst wie vor Publikum performt wird.

Mit einer Ausnahme: Gottesdienste sollen weiterhin stattfinden können. Von einer Ausnahmeregelung für Weihnachten und Neujahr war an der Bundesratskonferenz vom Dienstag die Rede.

Es ist nicht das erste Mal, dass man angesichts der Widersprüchlichkeit und Inkonsistenz der politischen Massnahmen etwas verwundert die Stirn runzelt. Die jüngste Laissez-faire-Haltung des Bundesrats drängt einem fast schon die Idee auf, jetzt eine neue Kirche zu gründen, deren Kult darin besteht, Alkohol und Speisen nach 19 Uhr in Restaurants zu verzehren.

Und dass sich von dieser Gastrokirche – bei einer allfälligen Verschärfung der Massnahmen – die Skireligiösen abspalten könnten, deren Kult in der gedrängten Benutzung von Gondeln sowie Après-Ski-Besäufnissen besteht.

Aber im Ernst: Es geht nicht an, dass weiterhin Gottesdienste abgehalten werden. Das ist nicht akzeptabel. Auch nicht an Weihnachten und zu Neujahr. Denn es sind mehrere Gottesdienste bekannt, die zu Superspreader-Events wurden.

Gewiss, Kirchen sind wichtige soziale Institutionen. Vor allem für Ältere, Einsame und Schwache. Und gerade in einer Ausnahmesituation wie der Corona-Pandemie werden viele Religiöse Halt im Glauben suchen.

Die soziale Bedeutung der Kirche will niemand kleinreden. Aber man soll nicht so tun, als gäbe es keine Alternativen: Wie die Kulturveranstalter können auch die Kirchen ihre Gottesdienste als Livestreams anbieten. Übers Telefon können Geistliche mit Gläubigen beten. Und es ist nach wie vor möglich, dass jemand unter den Fenstern eines Altersheims ein schönes Weihnachtslied singt oder den Segen spendet.

Falls die Politik auf ein Verbot verzichtet, sollten die Kirchen freiwillig auf das Abhalten der Gottesdienste verzichten. Denn die Schliessung der Kirche ist nicht nur eine Frage der Vernunft, sondern auch eine Geste der Solidarität gegenüber den Alten und Schwachen, um die sich die Kirchen immer besonders verdient gemacht haben – und die mit den verschärften Massnahmen vor dem sich greifenden Virus geschützt werden sollen.



Andreas Tobler